Inhalt

Vorwort 7

Der Himmel ist nicht mehr schwarz 10

„In meiner Verzweiflung
schrie ich zu Gott“ 30

„Wenn mein kleines
Büchlein erzählen könnte ...“. 45

„Gott wird mich nicht fragen,
wie viele Schuhe ich verkauft habe ...“ . . 54

„Es muss doch noch mehr
geben als Leistung“ 66

Was tun, wenn alles über uns
zusammenbricht? 79

Nachwort 93

Herzlichen Dank an alle,
die mir bereitwillig
aus ihrem Leben erzählt haben.

Vorwort

Das Ruhrgebiet steht für Veränderung, die fasziniert. Der Himmel ist wirklich blau geworden. Und in gewisser Weise wurde ich durch die Begegnungen mit den Menschen aus dieser Region, die mir von sich erzählten, auch verändert.

Begonnen hatte alles, als eine Oberhausenerin eines Tages den Eindruck hatte, sie sollte ihre Erlebnisse aufschreiben, um anderen Mut zu machen. Als ich sie an einem frostig kalten Nachmittag besuchte, um ihre Geschichte zu hören, nahm sie mich mit in eine andere Welt und mir wurde es warm ums Herz. Es war ihre Offenheit, die mich beeindruckte, und ich lernte, wie hart der Alltag im Schatten der Zechen einmal war, wie schwarz der Himmel. Immer mehr erkannte ich, was

bewegt werden konnte, damit aus der rußverhangenen Region eine wunderbare Kulturlandschaft wurde – auch wenn sich heute neue Herausforderungen stellen. Darüber hinaus war es erfrischend zu erfahren, wie jemand aus dem Ruhrgebiet ausgerechnet in Spanien durch eine Gottesbegegnung sein tiefes Glück fand.

An diesem Nachmittag beschloss ich: Ich will mehr wissen über die Menschen von dort; wie sie leben, warum sie persönlich glauben und wie sie zu diesem Glauben fanden.

Existiert Gott? Woher wissen wir, dass er lebt? Es gibt sicherlich viele kluge Beweise für seine Existenz, aber ebenso eindrücklich, wenn nicht sogar überzeugender, sind die Erfahrungen von Menschen, die eine persönliche Begegnung mit Gott hatten und anschließend eine positive Lebensveränderung erfuhren, weil sie sich auf ihn einließen.

Ich durfte über den bekannten Unternehmer Dr. Heinz-Horst Deichmann schreiben, der aus Essen stammt, den Unternehmer aus dem Ruhrgebiet, der aus seiner christlichen Überzeugung nie einen Hehl gemacht hat. Und ich fand Menschen unterschiedlichen Alters und mit unterschiedlichen Berufen, die alle ursprünglich aus dem „Pott“ kommen und

die mir von ihren existenziellen geistlichen Erfahrungen in Krankheits- und Finanznöten erzählten, ohne Schwierigkeiten zu verschweigen. Was hat ihnen der Glaube wohl gebracht?

Immer wieder genoss ich es, wie ehrlich, authentisch und ungekünstelt es in unseren Gesprächen und in den Berichten zuging – da war nichts Aufgesetztes, wenn von Jesus die Rede war. So machte auch mich ihr Erleben neu dankbar. Der Himmel ist nicht schwarz – es gibt Veränderung und Leben ist mehr.

Der Himmel ist nicht mehr schwarz

In Helga Kugelmeiers Kindheit prägten Bergbau, kleinste Verhältnisse und zum Teil bittere Armut das Ruhrgebiet. Die Menschen verdienten in harter Arbeit ihr Geld im Bergbau, förderten Kohle, atmeten Kohle. Riesige Industrieschlote verdunkelten den blauen Himmel und ihr Ruß setzte sich auf empfindliche Lungen. Eine tiefe Sehnsucht nach einem klaren Himmel beherrschte lange die Menschen in dieser dicht besiedelten Region im Westen Deutschlands.

Heimat Oberhausen! 1934, als Helga geboren wurde, war das Leben im Schatten der Zechen karg. In den Familien musste jeder ran. Malochen, sich fügen, sich für nichts zu schade sein war angesagt, um zu überleben. Zusammenrücken. Es half über vieles hinweg.

Die Männer trafen sich nach der Arbeit zur Entspannung mit dem Kumpel an der Trinkhalle oder in der Kneipe zum Kartenspielen. Solch ein Leben hat die Leute im „Pott“ geprägt und sie zusammengeschweißt.

In Kugelmeiers bescheidenen Verhältnissen zu Hause – ihr Vater arbeitete bei den Stadtwerken – mussten außer der kleinen Helga noch zwei weitere Kinder satt werden. Damals wohnte man nicht so bequem wie heute, auch ihre Familie lebte auf wenigen Quadratmetern und es herrschte ein rauer Ton. Darüber hinaus war man im Vorkriegsdeutschland der Auffassung, dass Kinder auf keinen Fall verwöhnt werden dürften. Vielmehr ging man davon aus, dass den Jungen und Mädchen vor allem Disziplin und Achtung zu vermitteln sei, zu viel Zuwendung und Fürsorge würde dem Nachwuchs eher schaden.

Die Meinung der Kinder fand bei diesem Erziehungskonzept kein Gehör und in vielen Familien wurde jedes Aufbegehren, jeder Fehler mit herben Prügeln, strengem Hausarrest bestraft. Wer aus dieser Generation erinnert sich nicht an das berühmte „In der Ecke stehen“?! Natürlich litten die Kinder darunter. Oft sagte sich die kleine Helga den

Spruch vor: „Ich wollt, ich wär ein Elefant, so würde ich jubeln laut. Es geht mir nicht ums Elfenbein, nur um die dicke Haut.“

Kein Wunder, dass viele junge Menschen in dieser Zeit mit Minderwertigkeitskomplexen heranwuchsen. Spürten sie doch, was oft unterschwellig im Raum stand: „Ihr Blagen seid nur Belastung.“ *Wehe, wir machen uns nicht ständig nützlich!,* schwebte über den Köpfen der Kinder jener Vorkriegsgeneration.

„Die häusliche Armut verbaute vielen die Chance, etwas zu lernen – so auch mir“, erinnert sich Helga Kugelmeier. „In der Schule saß ich meist in der Ecke einfach nur da, ohne mich zu rühren. Dieses Schicksal teilte ich mit etlichen Schulkollegen. Wir in der letzten Reihe waren die sogenannten Habenichtse, die von zu Hause kein Geld für Handarbeitszeug bekamen. ‚Dafür haben wir kein Geld, Helga‘, pflegte meine Mutter auf meine Bitten zu antworten. Wenn ein Apfel kursierte, was als köstliche Süßigkeit und Delikatesse galt, durften wir Hinterbänkler nicht abbeißen. Stattdessen mussten wir zusehen, wie die Kinder aus den besseren Familien ihn sich teilten.“

Wie man sich dabei fühlte – wen interessierte das? Ein elterliches Gespräch fand damals nicht statt, es gab niemanden, bei dem Helga

sich hätte ausweinen können. Ihre Mutter hatte durch den Verlust zweier Kinder selbst sehr viel Leid durchleben müssen, die häuslichen Umstände waren schwer und gaben ihr kaum Raum zur eigenen Entfaltung. Als Selbstschutz ließ sie viele Jahre keine Emotionen, keine Freude, kein Leid mehr an ihre Seele. Doch auch sie muss fragend gewesen sein, wie alles weitergehen sollte, sonst hätte sie wohl nicht einmal eine Wahrsagerin aufgesucht, um sich die Zukunft deuten zu lassen. Gott spielte für sie keine tragende Rolle, obwohl Kugelmeiers zu den großen Feiertagen in die Kirche gingen, formale Gebete sprachen und nicht „gottlos“ waren. Tiefere Fragen wurden aber keine gestellt, selbst den Tod nahm man einfach hin.

Gott spielte keine tragende Rolle, obwohl die Familie zu den großen Feiertagen in die Kirche ging, formale Gebete sprach und nicht „gottlos“ war.

Mutter und Kinder gingen oft auf den Friedhof, um auf der Bank die Sonne zu genießen, aber ernsthafte Gedanken über das Sterben und die Ewigkeit ließ keiner so recht zu. Die Gegenwart war wichtiger und erdrückender. Pflichten bestimmten das mütterliche Leben und auch für die Tochter schienen die Aufgaben klar festgelegt zu sein.

Zu diesen Aufgaben gehörte zum Beispiel, dass Helga Kugelmeier Zeitungen austragen musste. Für sie hieß das, bei Wind und Wetter schon zu Beginn ihrer Volksschuljahre manchmal um halb vier aufstehen und schon um acht zu Bett gehen zu müssen. *Hurra,* dachte sie, wenn die Zeitungen zuweilen zu spät kamen. *Heute kannst du eine Stunde länger schlafen.* Das bedeutete wiederum, dass sie zu spät zur Schule kam. Wie wunderbar, dass ihre Lehrerin wenigstens Verständnis für ihre Situation hatte.

Mit Kriegsbeginn 1939 und der Bombardierung der Städte kamen noch mehr Armut und sehr viel Leid über das Ruhrgebiet. Man lebte in ständiger Angst, und wenn Flugzeuge über Emmerich gemeldet wurden, hieß das für die Bewohner von Oberhausen: in die Bunker zurückziehen oder irgendeinen anderen Schutz finden. An Schulbesuch war bald nicht mehr zu denken. Die Schulen schlossen und die Infrastruktur im Ruhrgebiet litt immer mehr. Trotzdem ging das Leben weiter. „Unfassbar heute, dass Mutter und ich zwischen den Ruinen weiter Zeitungen austrugen. Man lebte mitten im Krieg. So konnte es geschehen, dass wir heute das Blatt

Man lebte in ständiger Angst.